

SPRÖDE, ABER VOLLE LIPPEN

BERNHARD
JAROSCH

Unser Autor arbeitete für drei Wochen als Aushilfe auf einer Baustelle und versuchte Anschluss zu finden. Ein Manifest der zärtlichen Arbeiterschaft – vielleicht.

Nach dem ersten Baustellenrundgang sah ich instinktiv nur zwei Möglichkeiten: wegrennen oder mitmachen – und zwar das volle Programm. Ich entschied, zu bleiben. Für drei Wochen sollte ich mit fünf weiteren zahlungsunfähigen Künstlern einem befreundeten Betonrestaurator zuarbeiten, wobei ich der Einzige war, der noch nie zuvor eine Baustelle betreten hatte. Um mir eine der wichtigsten Eigenschaften des Baustellenalltags – die Unauffälligkeit – anzueignen, musste ich schnellstmöglich den Glanz meiner Sicherheitsschuhe verlieren und die Gesten der Bauarbeiter erlernen. Die Imitation ihrer Bewegungen und Redensarten war für die Verschleierung meiner Ahnungslosigkeit vielleicht wichtiger als die ordentliche Ausführung der mir aufgetragenen Arbeiten. Schneller als ich dachte, war ich auf der anderen Seite des Bauzauns angelangt. Das löste einen Sinneswandel aus: Hatte ich bislang noch nie über die Arbeiter nachgedacht, war ich plötzlich einer von ihnen.

Auf der Bockleiter fand ich den geeigneten Platz, um meinen plötzlichen Lebenswandel zu verkraften. Saß ich dort oben, fiel niemandem auf, dass ich nur ungefähr wusste, wie ein Pinsel zu halten ist, und gleichzeitig hatte ich alles im Blick. Die räumliche Distanz zwischen mir und den anderen passte auch zu meiner Geisteshaltung. Denn äußerlich fürs Erste angekommen, wollte ich unbedingt einen gedanklichen Sicherheitsabstand zu meiner Umgebung halten. Dabei bildete ich mir ein, die Trostlosigkeit der Baustelle

nur gründlich genug durchdenken zu müssen, dann würden sich die positiven Beobachtungsergebnisse schon einstellen. Explizit ging es mir dabei um meine Kollegen, denen ich eine bislang unerkannte Zärtlichkeit attestieren wollte. Ich sammelte Beobachtungen für das Manifest der zärtlichen Arbeiterschaft, das ich mir zu schreiben vornahm – darüber, so meine Hoffnung, könnte ich ihre Anerkennung gewinnen. Zu den Szenen, die ich auf meiner Bockleiter in Gedanken protokollierte, zählte ein Konflikt zwischen einem mir bekannten Vorarbeiter und einem seiner ihm untergeordneten Kollegen.

Der Chef war einer der Deutschen, die ihre Arbeiter „Du, hierher“ nannten und Sätze wie „Nix Pause“ oder „Du, Bagger holen, jetzt“ von sich gaben. Für ihn waren Schimpfwörter keine verbalen Angriffe, sondern ein angemessener Ausdruck seiner Autorität. In diesem Fall hatte er damit aber keinen Erfolg. Der noch junge Arbeiter hatte den Fehler begangen, seinen Sicherheitshelm nicht auf dem Kopf, sondern in der Hand zu tragen. Doch anstatt ordnungsgemäß die Arbeit wieder aufzunehmen, knallte er dem noch immer vor sich hin ätzenden Chef die gelbe Plastikschale vor die Füße und ging. Der Chef, erst fassungslos, wollte ihm hinterher. Doch eine Gruppe von Kollegen verstellte ihm demonstrativ den Weg. Dabei ballte einer die Fäuste, andere lachten, viele schimpften – dem Chef entglitt die Kontrolle über die Situation. Wann hatte ich zuletzt gesehen, dass sich eine Gruppe für einen Einzelnen einsetzte, der unrecht behandelt wurde?

Wie gerne ich ein Teil dieser solidarischen Bewegung gewesen wäre! Ich hoffte, über meine Zeugenschaft einen Teil zum Arbeiteraufstand beizutragen. Doch etwas Entscheidendes sprach dagegen: Dem jungen Arbeiter würde mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gekündigt werden – während ich weiterhin auf meiner Bockleiter sitzen und über die Fürsorge unter den Bauarbeitern nachdenken würde. Die Szene war also ein Dosenöffner – wenn auch nicht in der erhofften Weise. Meine Idee, den Arbeitern aus der Distanz näherzukommen, schoss an der Lebensrealität vorbei. Leicht beschämt räumte ich meinen Beobachtungsposten.

Warum es falsch war, die akuten Zustände meiner Umgebung in zärtliche Gedankenspiele zu verwandeln, wurde mir beim Anblick der vielen geschundenen Körper bewusst. Mir selbst tat es gut, physisch zu arbeiten – ich empfand die Belastung als wohltuende Straffung meines eingefallenen Körpers und war drauf und dran, die harte Arbeit als ehrlich zu idealisieren. Unter Menschen, die mehr oder weniger ausschließlich am Schreibtisch sitzen, hört man ja immer

Beim Anblick des Gebäudes wurde mir klar, dass es sich aus den unzähligen Berührungen zwischen Mensch und Material zusammensetzte.

wieder, wie schön sie es fänden, rein körperlich zu arbeiten – was zugleich meint, nicht länger nachdenken zu müssen. Nicht, dass es mir nicht schon früher aufgefallen wäre, aber erst jetzt wurde mir klar, *wie* versehrt und zerstört viele von ihnen waren. Krumme Rücken, hinkende Beine, abgetrennte Fingerkuppen, falsch verwachsene Nasenbrüche, blutrote Augen, ja sogar Narben von gescheiterten Suizidversuchen. Die gesellschaftliche Ignoranz gegenüber den Arbeitern, die ich vor meinem Arbeitseinsatz selbst vertreten hatte, war kurz davor, sich ins Gegenteil zu verkehren. Meine Versuche, die Trostlosigkeit in etwas Positives umzumünzen, waren aber nur dem Umstand verschuldet, dass ich auf mein eigenes Unbehagen nicht klarkam. Der Wunsch, Zärtlichkeiten zu identifizieren, war dabei nichts anderes als ein Bindemittel, das die harten Gegensätze zwischen mir und meinem Umfeld kitten sollte. Ich selbst war es, der nach Anschluss suchte – ohne bislang meine gedankliche Sicherheitszone verlassen zu haben.

Ich gab die Idee auf, den Bauarbeitern ein Denkmal der Zärtlichkeit zu setzen – dafür war ich als unerfahrene Aushilfskraft nicht der Richtige. Wollte ich dazugehören, musste ich mich wohl oder übel der mir gestellten Aufgaben widmen. Die Betonwand, die ich auf Schadstellen zu prüfen hatte, war zunächst ein unscheinbares Stück grauer Stein, vervielfältigte sich bei genauerer Betrachtung aber in ein lebendiges Feld unterschiedlichster Farb- und Strukturnuancen. Nach einiger Zeit, als sich die Augen an das Grau gewöhnt hatten, traten auch kleinste Abweichungen aus der homogenen Fläche hervor. Mit den Fingerspitzen die Wand nach Unebenheiten abtastend, nahm die Tiefe der Oberfläche weiter zu. Einer der Effekte dieser Arbeitsweise war, dass ein mögliches Ende in immer weitere Ferne rückte. Denn umso genauer ich mir die Betonwand ansah, desto mehr Details fielen mir auf. Dieses Eintauchen konnte ein Schwindelgefühl auslösen, das dazu zwang, einige Schritte von der Arbeitsfläche zurückzutreten. Das eine Mal war es so stark, dass ich mich etwas abseits hinsetzte.

Leicht benommen sah ich mir die bearbeitete Wandstelle an. Erst war ich enttäuscht, denn der gerade betriebene Aufwand war aus dieser Entfernung kaum zu erkennen. Zudem fügte sich das Wandstück lediglich in den Verlauf der Fassade, die übersät war von weiteren, noch ausstehenden Schadstellen. Und umso weiter ich rauszoomte, desto irrelevanter schien mir der Beitrag individueller Arbeit. Doch beim Anblick des Gebäudes wurde mir zugleich klar, dass es sich aus den unzähligen Berührungen zwischen Mensch und Material zusammensetzte. Die ganzen kleinen Handgriffe,

mit denen wir das Gebäude bearbeiteten, mochten an sich unscheinbar sein, doch zugleich ergaben sich aus ihnen der Gesamteindruck der finalen Form.

Ich ging zurück an die Betonwand und streichelte den rauen Stein voller Fürsorge und Behutsamkeit. War er anfangs stumm und trostlos, hatte ich jetzt eine Verbindung zu ihm aufgebaut – und damit auch den Anschluss an die Arbeiter gefunden. Denn der Stein war der Körper, über den wir kommunizierten. Während ich meinen Meißel ansetzte, um ein rostiges Stück Stahlträger freizulegen, operierten rings um das Gebäude weitere Arbeiter am selben Objekt.

Die gemeinsame Arbeit am Stein wirkte sich auch positiv auf die konkreten Begegnungen mit den Arbeitern aus. War ich in den ersten Wochen erschrocken, wenn mich einer der Kollegen anknurrte, war ich jetzt offener, was das Harte und Trockene ihrer Sprache und Gesten anging. Dahinter lag wie beim Beton etwas sehr viel Feineres. Von Dragan, einem Bulgaren, der nie ohne Vorschlaghammer auftauchte, hatte ich bislang nur böse Blicke bekommen. Bis ich verstand, dass ihm die Bockleiter gehörte. Als ich sie ihm mit einer Entschuldigung wiedergab, bot er mir eine Zigarette an. Wir rauchten schweigend von seinen Nuttenstengeln, wobei ich ihn verstoßen von der Seite beobachtete. Er hatte seinen rechten Handschuh ausgezogen, hielt die Zigarette wie Houellebecq zwischen Mittel- und Ringfinger und führte sie in fließender Bewegung an seine spröden, aber vollen Lippen. Seit diesem Moment begrüßten wir uns jeden Morgen per Handschlag, wobei wir immer darauf achteten, uns vorher die Handschuhe auszuziehen. ●